

„Und streitet nicht mit dem Volk der Schrift“

Vortrag von Ahmed Ginaidi über den christlich-muslimischen Dialog

VON ALBERT KÄUFLEIN

Karlsruhe (DT) „Wir dürfen das Handeln der Gläubigen nicht mit der Religion selbst verwechseln.“ Ahmed Ginaidi bekämpft, wo immer er auftritt, Vorurteile gegenüber dem Islam. Seit vielen Jahren lebt der gebürtige Ägypter in Deutschland und engagiert sich für den Dialog zwischen Moslems und Christen. Über die Voraussetzungen dieses Dialogs hat er seine Doktorarbeit geschrieben. Er war Lehrer und ist Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. Im Roncalli-Forum, einer Einrichtung des Erzbistums Freiburg, hat er jetzt über „Das Zusammenleben von Muslimen und Nicht-Muslimen aus islamischer Sicht“ gesprochen. Christen und Moslems waren denn auch die Zuhörer.

Ginaidi beruft sich für seinen persönlichen Glauben in erster Linie auf den Koran und distanziert sich von jeder Form des Islamismus. Mit einem Vergleich markiert er seine Position: „Es wäre beleidigend für Jesus, wenn ich das Verhalten mancher Christen mit dem Christentum gleichsetzen würde.“ Ein Dialog zwischen den Religionen setzt für ihn voraus, „dass sich alle gegenseitig akzeptieren oder zumindest tolerieren“. Nur so könne das Zusammenleben funktionieren. Ginaidi will nach eigener Darstellung nicht den „Hinterhof-Islam“ vertreten, „den die Gastarbeiter nach Deutschland mitgebracht haben“. Durch einen Kulturschock hätten sich viele von ihnen ängstlich an manches geklammert, was nicht islamisch ist. So seien ethnische Verhaltensweisen zu islamischen umdeklariert worden. „Manche Imame haben Angst um ihre Position und vor der Wahrheit über ihren Wissensstand.“

Mit solchen offenen Bemerkungen schafft Ginaidi sich nicht nur Freunde in den eigenen Reihen. Auf diese Weise streitet er für einen aufgeklärten Islam gegen die islamischen Fundamentalisten.

Nach Ginaidis Auffassung ist es Gottes Wille, dass Judentum, Christentum und Islam nebeneinander existieren. Als Beleg im Koran führt er Sure 5, 48 an: „Wenn Gott gewollt hätte, hätte er euch zu einer einzigen Gemeinschaft gemacht.“ Für Ginaidi haben alle drei Religionen auf je unterschiedliche Weise Anteil an der Wahrheit. Mit Genugtuung zitiert er die Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen: „Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die

den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat. Sie mühen sich, auch seinen verborgenen Ratschlüssen sich mit ganzer Seele zu unterwerfen, so wie Abraham sich Gott unterworfen hat, auf den der islamische Glaube sich gerne beruft.“

Jesus – für Muslime kein Gott, sondern nur Prophe

Die Differenz zwischen Islam und Christentum, die das Konzil ebenfalls benennt, lässt Ginaidi nicht aus: „Jesus, den sie allerdings nicht als Gott anerkennen, verehren sie doch als Propheten, und sie ehren seine jungfräuliche Mutter Maria, die sie bisweilen auch in Frömmigkeit anrufen.“ Ginaidi selbst hat ein Buch über Jesus und Maria im Koran vorgelegt. Eine Schrift über die Frau im Islam und im Christentum ist in Vorbereitung.

Einen Vers aus der Sure 29 liest Ginaidi als Anweisung für das Zusammenleben von Muslimen und Nicht-Muslimen: „Und streitet nicht mit dem Volk der Schrift, es sei denn auf die beste Art und Weise.“ Für ihn glauben Juden, Christen und Moslems an denselben Gott. Das sei die entscheidende Basis für ein friedliches Miteinander. Mission lehnt er ab, nicht aber „Selbstdarstellung“ und „Umwerben“. Darin ist Ginaidi ein Meister. Seine deutsche Frau ist zum Islam übergetreten. Der andere müsse die Freiheit haben, den Ruf anzunehmen oder nicht. Zwang im Glauben dürfe es nicht geben. Geduldig aber entschieden beantwortet er die zum Teil sehr emotionalen Anfragen aus dem Publikum an den Islam. Es geht um die Geschichte Mohammeds, um die Rolle der Frau und um Religionsfreiheit in arabischen Ländern. Ginaidis Antwort lautet, dass es eine Differenz zwischen dem Koran und dem eigentlichen Islam einerseits und seiner faktischen Verwirklichung und dem Missbrauch andererseits gebe. Ebenso weist er auf die geschichtliche Bedingtheit mancher koranischer Aussagen hin.

Wie viele, die dem Dialog positiv gegenüberstehen, erinnert Ginaidi an das „Goldene Zeitalter“ der drei Religionen auf der iberischen Halbinsel von 711 bis 1492. Während dieser Zeit stand das heutige Spanien unter islamischer Herrschaft. „In diesen 781 Jahren haben die Wissenschaften dank der islamischen Toleranz einen fundamentalen Entwicklungsschub erfahren, von dem wir bis heute noch im Abendland profitieren. Vor allem das alte griechische Geistesgut wurde dank dieser Epoche historisch hinübergerettet, sonst wäre es endgültig verloren.“ Ginaidi lässt aber auch die Auseinandersetzungen zwischen Mohammed auf der einen und Juden und Christen auf der anderen Seite nicht unerwähnt. Gegen Ende der Offenbarungszeit sei den Muslimen allerdings eine dauerhafte friedliche Koexistenz mit den

anderen Schriftbesitzern, das heißt, mit den Juden und Christen, nahe gelegt worden. Dafür führt er ebenfalls Stellen aus dem Koran an.

Bei manchen Moslems in Deutschland stoßen die christlichen Bemühungen um einen Dialog auf Skepsis, weil es immer noch Angst vor Mission gebe. Außerdem sei die Masse der islamischen Arbeitnehmer weder imstande noch bereit, auf das Angebot eines Gesprächs einzugehen. In der Situation der Diaspora würden viele sich abgrenzen. Auf der anderen Seite übt Ginaidi Medienkritik: „Dass fast die gesamte öffentliche Berichterstattung zum Thema Islam nicht durch die über vier Millionen Muslime in Deutschland, sondern vor allem durch Ereignisse in anderen Gegenden der Welt, die zugegebenermaßen wesentlich spektakulärer sind, bestimmt ist, macht das bedauerliche Aufkommen von Missverständnissen und Fehlvorstellungen verständlich.“

Zwischen den Wertvorstellungen des Islam und denen des Grundgesetzes sieht Ginaidi „Übereinstimmung“. Ein Moslem solle hier so leben, dass er nicht als Moslem auffalle. Religion sei eine private Angelegenheit. Viele Moslems hätten ihre Identität noch nicht gefunden: „Das führt zur Problematik des Kopftuches und anderen Erscheinungsformen des Fundamentalismus, wobei gerade hier die islamische Glaubenslehre von vielen Gruppierungen politisch missbraucht wird.“